

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten =
Association Suisse des Professeurs d'Université

Herausgeber: Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten

Band: 24 (1998)

Heft: 4

Artikel: Von den Chancen und Versuchungen einer Frau auf der akademischen
Karriereleiter

Autor: Fuhrer, Therese

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Le reste se fera avec l'accès des jeunes générations aux postes responsables, dans un esprit de justice, de respect et de santé pour toute la population genevoise.

Peuvent être consultés deux rapports:

- *Egalité des chances entre hommes et femmes*: Premier rapport, septembre 1996. Rectorat de l'Université de Genève. Rapport de la déléguée aux questions féminines, Prof. A-L. Head: réponse à la motion 951 du Grand Conseil relative à l'égalité entre hommes et femmes à l'Université.
- *Uni vers L*. Mise en oeuvre de la loi du 30 mai 1991, promotion de l'égalité à l'Université de Genève. Rapport de membres du C.U. à l'intention du Conseil de l'Université.

Von den Chancen und Versuchungen einer Frau auf der akademischen Karriereleiter

Therese Fuhrer

Eigentlich fühle ich mich wenig kompetent, um zum Thema "Frauenförderung" überhaupt etwas zu schreiben: Ich bin weder Sozialwissenschaftlerin noch ausgebildete Philosophin, noch habe ich mich je näher mit Gender Studies oder Problemen der Gleichberechtigung befasst. Ich bin nicht besonders sensibilisiert für geschlechtsspezifische Unterschiede im Verhalten von Männern und Frauen und lege auch keinen Wert darauf. So werde ich im Folgenden auch öfter die männliche Form verwenden, wenn ich mich eigentlich geschlechtsneutral ausdrücken müsste. Böse Zungen mögen jetzt behaupten, dies sei typisch für eine Klassische Philologin, die Altertumswissenschaftler würden sich ja traditionellerweise dem Neuen gegenüber verschliessen. In meinem Fall kann man jedoch die Tradition meines Faches aus dem Spiel lassen: Ich übernehme die Verantwortung für meine Aussagen ganz und gar selbst. Um meine Haltung zu erklären, erlauben Sie mir zunächst ein paar autobiographische Angaben.

In meiner Ausbildung an Schule und Universität bin ich zwar natürlich mit dem Thema, aber kaum je mit dem Problem der Diskriminierung von Geschlechtern in Berührung gekommen. Dies mag damit zusammenhängen, dass ich einer Generation und einer sozialen Schicht angehöre, in denen in den 70er und 80er Jahren eher das Problem der gesellschaftlichen Klassenunterschiede ein Thema war. Durch hervorragende Lehrer und staatliche Unterstützung mit Stipendien wurde ich aber immer gefördert, und erst im Nachhinein wurde mir bewusst, dass die einen oder anderen Begebenheiten oder Äusserungen in meinem familiären oder schulischen Umfeld hätten als frauenfeindlich gelten können. Da ich aber dadurch in meiner persönlichen und beruflichen Entwicklung nicht (zumindest für mich nicht wahrnehmbar) beeinträchtigt wurde, hat mich dies nie besonders beschäftigt.

Ich kann auch sagen, dass ich während meines Studiums an verschiedenen Universitäten in der Schweiz, in Deutschland, in den USA und in England, und auch als ich im Lehrerberuf tätig war, nie im Geringsten den Eindruck hatte, als Frau entweder bevorteilt oder benachteiligt oder überhaupt anders behandelt worden zu sein als meine männlichen Kollegen.

Ich glaube auch von mir sagen zu können, dass ich meine Karriere an der Universität bisher unabhängig von meinem Geschlecht gemacht habe, dass ich also als Frau weder besonders gefördert noch benachteiligt worden bin. Nicht eine Frauenbeauftragte, sondern vielmehr Fortuna ist mir während meines beruflichen Werdegangs beigestanden: Eigentlich hat mich allein der Umstand, dass zu gegebener Zeit eine Assistentenstelle am Seminar für klassische Philologie der Universität Bern frei war, auf die akademische Laufbahn katapultiert.

Spätestens hier muss ich nun aber meine selbstgefällige Darstellung unterbrechen. Die Gunst des Schicksals ist natürlich ein Faktor, der in der Förderung sowohl des weiblichen wie auch des männlichen wissenschaftlichen Nachwuchses höchstens eine untergeordnete Rolle spielen sollte. Das ideale Szenario müsste wohl vielmehr so aussehen, dass einem begabten, motivierten und belastbaren Studenten (beiderlei Geschlechts) in jedem Fall die Möglichkeit geboten werden sollte, sich wissenschaftlich weiterzuqualifizieren — im Fall, dass Fortuna gerade nicht mit einer Stelle an der Universität dienen kann, durch eine Drittmittelstelle oder ein Auslandstipendium.

Wenn ich also die Zufälligkeit und Beliebigkeit in meiner eigenen akademischen Laufbahn beklage, so spreche ich nicht als Frau, sondern geschlechtsneutral als ehemalige Nachwuchswissenschaftlerin. Damit bekräftige ich eigentlich auch nur eine einschlägiger Studie des Schweizerischen Wissenschaftsrats. Ich kehre zurück zum Bericht über meine Laufbahn als Hochschulassistentin und Habilitandin. Wiederum kann ich nicht behaupten, ich hätte in dieser Position erwähnenswerte geschlechtsspezifische Erfahrungen gemacht, ich habe vielmehr wohl genauso geschuftet, gelitten, gezweifelt, Erfolge gefeiert und Misserfolge einstecken müssen wie die meisten meiner Kolleginnen und Kollegen im universitären Mittelbau. Ich befand mich zudem in der komfortablen Lage, eine ganze Assistenzstelle zur Verfügung zu haben, konnte mich also neben meiner Lehrtätigkeit voll der Forschung, also in erster Linie dem Habilitationsprojekt widmen.

Diese Konzentration der Kräfte scheint mir sehr wichtig, und ich gebe mich damit als dezidierte Gegnerin der Aufteilung von Mittelbaustellen zu erkennen. Denn solange die meisten Stellen ausserhalb der Universität besser bezahlt sind, werden teilzeitbeschäftigte "Mittelbauern" ihren Lohn und damit ihren Lebensstandard mit weiteren Teilzeitstellen an der Schule oder in der Privatwirtschaft anheben wollen. Dies ist der "Produktion" von wissenschaftlichem Nachwuchs deshalb nicht förderlich, weil damit nicht nur viel Energie zuungunsten der Forschungsarbeit aufgewendet wird, sondern mit der Zeit auch die Motivation dafür verloren geht: Die Arbeit ausserhalb der Uni ist ja oft in dem Sinn mehr fordernd, dass sich hier die Ziele und Termine nicht mit demselben Spielraum verändern und verschieben lassen.

Eine Schulstunde oder eine geschäftliche Verpflichtung *muss* zu einem bestimmten Zeitpunkt einfach vorbereitet bzw. erledigt sein, während sich ein Kapitel einer wissenschaftlichen Arbeit auch einen Monat nach Ablauf des — von wem? — vorgegebenen Termins genauso gut oder so mühsam schreibt. Hinzu kommt, dass das schlechte Gewissen, das wohl ein ständiger Begleiter eines jeden ist, der in den Genuss der akademischen Freiheit gekommen ist, den Säumigen mehr und mehr plagt. Während im ausseruniversitären Berufsleben die Anstrengungen in der Regel mit Erfolgserlebnissen belohnt werden, kann die liegengebliebene Arbeit an der Uni nur als Misserfolg verbucht werden, und dass sich dies wiederum auf die Motivation niederschlägt, ist nur verständlich. Wenn der "Zwei-" oder gar "Mehrkämpfer" zwischen Schule und universitären Verpflichtungen schliesslich doch einmal Zeit findet und das besagte Kapitel tatsächlich fertigstellen kann, so erhält er kaum oder zumindest nicht unmittelbar eine positive Bestätigung für diese Leistung. Der Erfolg wird erst fassbar, wenn der Inhalt dieses Kapitels beispielsweise in einem Colloquium oder an einer Fachtagung vorgestellt oder in einer einschlägigen Zeitschrift bereits publiziert werden kann. Dies verlangt jedoch nicht nur einen zeitlichen Mehraufwand, sondern auch die gehörige Portion Mut, sich der Kritik der inneruniversitären, nationalen oder — im besten Fall — internationalen Fachwelt zu stellen.

Eher gegen eine Vollzeitbeschäftigung im universitären Mittelbau spricht die Einseitigkeit der Qualifikation in der beruflichen Praxis. Wer sich an einer Schule oder in einer Firma eine Tür hat offenhalten können, wird dort, sollten sich die Perspektiven einer akademischen Laufbahn nach und nach verschliessen, mehr Chancen haben als diejenigen, die sich im Studierstübchen oder im Labor allein der Wissenschaft gewidmet haben.

So ergibt sich im Hinblick auf die Frage der Nachwuchsförderung an Schweizer Hochschulen ein Dilemma: Der volle Einsatz für die wissenschaftliche Qualifikation erschwert einen Einstieg in ausseruniversitäre Berufe — der geteilte Einsatz für Uni und Schule/Privatwirtschaft usw. verbaut unter Umständen (wenn nicht in der Regel) die universitäre Karriere.

Ich habe in dieser Frage keine Lösung zu bieten. Ich kann nur anfügen, dass sich in unserem nördlichen Nachbarland die Angestellten mit befristeten Mittelbaustellen weitaus stärker auf das Ziel einer universitären Qualifikation und Karriere konzentrieren. Dies mag damit im Zusammenhang stehen, dass in Deutschland die Möglichkeiten einer Anstellung ausserhalb der Uni viel geringer und die Löhne kaum so verlockend sind wie in der Schweiz.

Abgesehen davon, dass ich damit wohl offene Türen einrenne, haben meine Beobachtungen nur insofern mit dem Thema "Frauenförderung" etwas zu tun, als ein Teil der Nachwuchswissenschaftler natürlich auch Frauen sind. Der Prozentsatz ist im Vergleich mit dem Anteil der Frauen unter den Studierenden geringer, und zwar bekanntlich desto kleiner, je höher die Stufe der Qualifikation und der Anstellung ist (was zumindest an der Universität Bern nicht korreliert). Dies wird von manchen Gleichstellungsbeauftragten immer wieder mit Verwunderung und oft Empörung festgestellt.

Als Ursache für diese Ausdünnung des weiblichen Anteils wird oft die mangelnde Frauenförderung von Seiten der Professoren genannt. Ein anderer wesentlicher Grund scheint mir jedoch in solchen Diskussionen stets ausgeklammert zu werden: die oben geschilderten Schwierigkeiten, mit denen ein Angehöriger des universitären Mittelbaus — geschlechtsunabhängig — zu kämpfen hat, Schwierigkeiten, die ich einerseits auf der pragmatischen Ebene (Anstellungsbedingungen und Berufschancen-Wahrung), andererseits aber auch auf der psychologischen Ebene glaube lokalisieren zu können. Gerade auf der psychologischen Ebene scheint mir nicht nur der Hauptgrund für den oft beklagten Mangel an qualifiziertem wissenschaftlichen Nachwuchs an den Schweizer Universitäten zu liegen, sondern auch für die besagte Ausdünnung des Frauenanteils. Frauen sind in der Regel auch bei der grösstmöglichen Chancengleichheit in Erziehung und Bildung so sozialisiert, dass ihnen stets die Möglichkeit offensteht, ohne Gesichtsverlust auf eine Karriere zu verzichten.

Um dies zu verdeutlichen und um gleich von vornherein klarzumachen, dass es sich hierbei um Feststellungen handelt, die sich auf subjektive Erfahrungen stützen, mache ich mich selbst zum Fallbeispiel: Zwar konnte ich, wie gesagt, für meine Arbeit an der Habilitationsschrift und bis zu meiner Berufung nach Deutschland das Privileg einer 100%-Stelle geniessen. Ich lebte auch privat in einem Umfeld, das einer konzentrierten Ausrichtung auf die akademische Laufbahn förderlich war. Ich hörte und las natürlich auch immer wieder, dass die Hochschulen — zumindest in Deutschland — "eine Erhöhung des Anteils der Frauen am wissenschaftlichen Personal" anstreben und "daher qualifizierte Frauen nachdrücklich" auffordern würden, "sich zu bewerben" (Zitat aus der Ausschreibung einer C4-Professur an einer Universität des Landes Rheinland-Pfalz). Ich nahm auch rege am Leben der "Scientific Community" meines Faches teil, reiste also an Tagungen, publizierte, bewarb mich um ausländische Stipendien, mit Erfolg — vielleicht wegen der erwünschten "Erhöhung des Anteils der Frauen am wissenschaftlichen Personal". Ich konnte also eigentlich guter Dinge sein.

Nun folgt das "aber": Denn natürlich waren diese Aktivitäten nicht nur mit viel Arbeit verbunden, sondern sie brachten auch die Trennung von meiner Familie und der vertrauten Umgebung, setzten mich zahlreichen Stresssituationen aus, gaben mir oft das Gefühl, den gestellten Anforderungen nicht zu genügen. Es sind dies wohl die üblichen Erfahrungen, die man macht, wenn man sich im Berufsleben der Konkurrenz stellt und kompetitiv sein will. Und an diesem Punkt kommt meine These der geschlechtsspezifischen Sozialisierung zum Zuge: Ich hatte bei allen unangenehmen Erfahrungen, bei all den Ängsten, Selbstzweifeln, Heimweh-Tränen immer das Gefühl, ich könnte jederzeit aussteigen und etwas anderes tun: Ich hatte immer die Option zu sagen, dass ich mich entschlossen hätte, meine Pläne nicht in dem vorgesehenen Sinn weiterzuverfolgen, sondern als Lehrerin zurück an die Schule zu gehen oder eine andere ausseruniversitäre Tätigkeit aufzunehmen, oder Mutter zu werden und meine Zeit vorwiegend den Kindern zu widmen usw. Natürlich kann dies auch für einen Mann gelten, und ich wünschte eigentlich jedem Menschen die Möglichkeit, auf einem Weg, den er nicht weitergehen *will*, umzukehren oder die Richtung zu ändern.

Ich denke aber, dass meine männlichen Kollegen solche Alternativen doch viel weniger erwägen, als Frauen es tun. Man kann dies auch negativ formulieren und sagen, dass die Männer stärker dem Rollenzwang ausgesetzt sind, sich in der Öffentlichkeit zu behaupten. Diese Formulierung umfasst auch die übliche Begründung durch die Verpflichtung, eine Familie ernähren zu können.

Das Gefühl, dass ich ohne Gesichtsverlust, ja sogar zur Freude meines familiären Umfelds, dem Stress und den Entbehrungen den Rücken kehren könnte, war für mich immer sehr wertvoll und letztlich befreiend. Andererseits wirkte diese Vorstellung natürlich auch wie eine Versuchung, in Krisensituationen den "Bettel hinzuschmeissen" und "eine ruhigere Kugel zu schieben". Ich habe der Versuchung widerstanden, weil mich mein Fach immer doch mehr fasziniert hat als irgendeine andere Tätigkeit – und nicht zuletzt auch weil mich Fortuna nicht lange in der Ungewissheit liess, der sich der akademische Nachwuchs nach der Habilitation in der Regel ausgesetzt sieht und die die Leute im Extremfall bis zur psychischen Verkrüppelung treiben kann. In einer Hausse von Stellenangeboten konnte ich mich auf mehrere Stellen gleichzeitig bewerben und erhielt bereits kurze Zeit nach der Habilitation einen Ruf nach Deutschland.

Wenn ich jetzt wiederum aufgrund meiner Beobachtungen, aber auch aufgrund dessen, was ich in Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen erfahren habe, auf die generelle Befindlichkeit des "Mittelbauernstandes" schliesse, so komme ich zu folgenden Feststellungen: Frauen und Männern stehen an der Universität wohl grundsätzlich die gleichen Chancen offen im Hinblick auf eine akademische Laufbahn; die Chancen, dass eine Frau dem Wissenschaftsbetrieb den Rücken kehrt, sind jedoch meines Erachtens viel höher. Dies ist einerseits natürlich zu bedauern. Andererseits möchte ich nicht unterstellen, dass diejenigen, die einen Lebensweg eingeschlagen haben, der von der Universität wegführt, den schlechteren Weg gewählt haben. In jedem Fall ist ja eine Wahl unter mehreren Optionen der Fixiertheit auf ein einziges Ziel vorzuziehen.

So wünschte ich unserer westlichen Gesellschaft, dass wir mehr und mehr vom Rollenzwang wegkommen und dass in der Folge jeder Mensch die Möglichkeit hat zu wählen, ob sie/er ihr/sein Leben der Wissenschaft oder der Schule oder der Arbeit in einem privatwirtschaftlichen Betrieb oder der Familie usw. oder mehreren dieser Tätigkeiten gleichzeitig widmen will. Ich möchte also nicht etwa die Frauen zu mehr Verbissenheit anspornen, sondern die Männer zu mehr Mut, nicht um jeden Preis Karriere machen zu wollen.

Und doch möchte ich den Frauen auch wünschen, dass sie sich der erwähnten Versuchung etwas mehr widersetzen und die anstrengende und entbehrungsreiche akademische Laufbahn nicht allzu schnell verlassen. Ich sage dies nicht nur deswegen, weil ich mir mehr gleichaltrige oder jüngere Kolleginnen wünsche, sondern vor allem im Bewusstsein, dass durch die Ausdünnung des Anteils an Frauen im universitären Mittel- und Oberbau der Wissenschaft immer wieder fähige Leute verlorengehen.